

GEDÄCHTNISSCHRIFT

FÜR

ADALBERT

HÄMEL

1885-1952

HERAUSGEGEBEN

VOM ROMANISCHEN SEMINAR
DER UNIVERSITÄT ERLANGEN

KONRAD TRILTSCH VERLAG
WÜRZBURG

INHALT

	VORWORT	V
	INHALT	VII
	Liste der Subskribenten	IX
	ANSPRACHE von Staatssekretär Prof. Dr. EDUARD BRENNER anlässlich der Beerdigung Sr. Magnifizenz Prof. Dr. ADALBERT HÄMEL in Würzburg am 15. 12. 1952	XIII
	ADALBERT HÄMEL † am 11. Dezember 1952 (HEINRICH KUEN)	XV
ADALBERT HÄMEL †, ERLANGEN	Die romanischen Kulturen und der europäische Gemeinschaftsgedanke	1
JOSEF DÜNNINGER, REGENSBURG	St. Oswald und Regensburg, Zur Datierung des Münchener Oswald	17
HANS FLASCHE, ERLANGEN	Über den Begriff „Conscience“ bei Hippolyte Taine	27
ARTHUR FRANZ, JENA	Erscheinungsformen des Seelischen in einem italienischen Roman (Antonio Fogazzaro: Daniele Cortis). Das Kapitel über die Mimik	41
ERNST GAMILLSCHEG, TÜBINGEN	Zur Frühgeschichte des Rumänischen	65
EDUARD VON JAN, JENA	Mistrals Erbe: Joseph d'Arbaud	73
ALBERT JUNKER, WÜRZBURG	Die Darstellung der Februarrevolution im Werke Flauberts	93
WILHELM KELLERMANN, GÖTTINGEN	Denken und Dichten bei Quevedo	121
HEINRICH KUEN, ERLANGEN	Das Athanasianische Glaubensbekenntnis der Psaltirea Scheiană	155
HANS MEYER, WÜRZBURG	Martin Deutinger	181
FRITZ NEUBERT, BERLIN	Balzac und Goethe	189
JULIUS PIRSON, ERLANGEN	Johann Christoph Wagenseil und Jean Chapelain	197
HANS RHEINFELDER, MÜNCHEN	Spanische Etymologien	223
VINZENZ RÜFNER, BONN	Die Grundprinzipien der Wissenschaftslehre Giambattista Vicos	231
EDMUND SCHRAMM, MAINZ	Über einige neuere Bemühungen um eine Gesamt- charakteristik der spanischen Literatur	239
PERCY ERNST SCHRAMM, GÖTTINGEN	Das kastilische Königtum in der Zeit Pedros des Grausamen, Enriques II. und Juans I. (1350—1390)	253
FRIEDRICH SCHÜRR, FREIBURG	Solo e pensoso: Beitrag zur Analyse eines petrarkischen Sonetts	275

ADALBERT HÄMEL, ERLANGEN †

DIE ROMANISCHEN
KULTUREN
UND DER EUROPÄISCHE
GEMEINSCHAFTSGEDANKE

Herr Staatsminister! Herr Staatssekretär!

Hochwürdigste Herren Bischöfe, Magnifizenzen!

Hochansehnliche Gäste, Kollegen, Kommilitonen!

Gemäß alter Tradition hält der Rektor nach der Vereidigung eine Rede aus seinem Fachgebiet. Ich werde zu Ihnen sprechen über das Thema:

DIE ROMANISCHEN KULTUREN UND DER EUROPÄISCHE
GEMEINSCHAFTSGEDANKE

Der Persönlichkeitskult der Renaissance, das 16. Jahrhundert also, so glauben weite Kreise, haben den Boden vorbereitet für die Entstehung der modernen Nationalstaaten. Innerhalb dieser Nationalstaaten habe sich ein überspitzter Nationalismus entwickelt, der zum heutigen Zustand der Zersplitterung und Aufspaltung Europas führte. Im Mittelalter, so argumentiert man weiter, habe das Abendland eine Synthese aller geistigen und sittlichen Kräfte besessen, deren Verlust sich auf allen Gebieten nachteilig auswirkte, und deshalb müsse heute ein neues Ideal der Völkergemeinschaft erstrebt werden. Dieses Ideal wird im Zusammenschluß der Völker Europas zu einer politischen Einheit gesehen.

Die politische Einheit allein bleibt aber nur Stückwert, wenn es nicht gelingt, die *Menschen* der verschiedenen Nationen einander nahezubringen, um ein übernationales Gemeinschaftsgefühl zu wecken, das den Realitäten des abendländischen Lebens Rechnung trägt, das vor allem Probleme meistern kann, die an uns alle herantreten, die jedoch nicht der einzelne, sondern nur eine große Gemeinschaft zu lösen vermag.

Die Schaffung dieser europäischen Völkergemeinschaft ist aber eine Aufgabe, an die man nüchtern und vorurteilslos herantreten muß; vor allem darf das neue Ideal nicht durch eine romantisch-utopistische Brille gesehen werden. Um zu einer wirklichen Neuschöpfung zu gelangen, darf man sich nicht auf eine bloße Restaurierung überholter Begriffe und Wertungen beschränken, sondern

muß das wertvolle Gut der Tradition mit den Erfordernissen der Gegenwart zu einem sinnvollen, großzügigen, jede Enge ausschließenden neuen Gemeinschaftsideal verbinden.

Bei dieser Neuordnung, die in erster Linie eine geistige ist, stehen wir vor einem alten Problem: dem Verhältnis der Menschen zueinander. Die Anerkennung irgendeiner Autorität und die Unterordnung des einzelnen unter diese Autorität steht neben der Wertung der Persönlichkeit nach ihren naturgegebenen Anlagen und Trieben, ihren gottgewollten Rechten und Pflichten. Dieses Problem hat sämtliche großen geistigen Bewegungen zu allen Zeiten beschäftigt; denn aus der Spannung zwischen Beschränkung und Freiheit, Pflicht und Neigung entstehen die Krisen im Leben des einzelnen wie der Völker. In der richtigen Ausgewogenheit dieser beiden Werte kann allein das Wohl der Völker bestehen. Jedesmal, wenn das Pendel nach der einen oder anderen Seite zu stark ausschlug, erlebten wir im Laufe der Geschichte Reaktionen, die häufig vieles wieder vernichteten, was von einem Volk an positiven Werten aufgebaut worden war. Darüber hinaus hängen Gedeih und Verderb der Völker oder Völkergemeinschaften ab vom Charakter der einzelnen Völker, von zeitgebundenen Ideen, Wünschen, Erwartungen und Erfahrungen der jeweiligen Generation, die alle die Spannungsmomente zwischen berechtigten und unberechtigten Forderungen einer Gemeinschaft einerseits und dem Recht der Einzelpersönlichkeit andererseits erhöhen.

Wir wollen einmal diese Spannung an den Kulturen der romanischen Völker verfolgen und wollen vor allem die Literaturen als Ausdruck der Seele eines Volkes befragen, wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte zu den Problemen des Gemeinschaftsgeistes und des Persönlichkeitskultes verhalten haben, ob sie erkennen lassen, daß ihnen eine gemeinsame Idee zugrunde lag, der sie sich unterordneten und ob und wann sie sich freimachten von überkommenen Bindungen und Vorschriften und so der einzelnen Persönlichkeit den Weg ungehemmt freigaben.

Eines läßt sich auf den ersten Blick feststellen: zu jeder Zeit laufen beide Strömungen nebeneinander her. In autoritären Zeiten gibt es individualistische Unterströmungen, in Zeiten des Persönlichkeitskultes bleiben auch Bewegungen, die auf einen Zusammenschluß drängen, wach. Gerade die literarische Entwicklung zeigt uns deutlich das Ineinanderfließen von zentripetalen und zentrifugalen Kräften im Leben der einzelnen Völker. Aktion und Reaktion gehen durch die Geistesgeschichte eines jeden Volkes hindurch, schaffen immer wieder einen neuen status quo, von dem aus sich dann neue Ideen und Formen entwickeln, um dann nach längerer oder kürzerer Herrschaft in die Geschichte einzugehen. Eines aber scheint von Dauer zu sein und sich ungehemmt fortzuentwickeln: das Phänomen der Sprache. Keine noch so starke autoritative Kraft vermag die sprachliche Entwicklung aufzuhalten und zu unterdrücken.

Hier kommt das im Menschen verankerte Persönlichkeitsempfinden am stärksten zum Ausdruck. Denn, streng genommen, spricht jeder im Grunde seine eigene Sprache, seinen eigenen Dialekt, der durch Geburt, Erziehung, Umwelt, Bildung geprägt und geformt wird und ihm alleine eigen ist, auch wenn er naturgemäß einer Gemeinschaft entstammt, der Familie, der Provinz, der Nation, und zeitlebens von dieser Gemeinschaft beeinflusst wird. Jedoch entsteht in der weiteren Entwicklung aus einem der literarisch bedeutsamsten Dialekte die Schriftsprache, die schon aus praktischen Gründen ein neues Gemeinschaftsband schafft, die also eigentlich eine Gegenbewegung gegen die individualisierenden Tendenzen der Dialekte darstellt. In Frankreich, in Spanien wie in England wohnt der Entstehung der Schriftsprache auch tatsächlich ein autoritärer Zug inne: der Dialekt des Hofes, des politischen und kirchlichen Mittelpunktes wird zur Schriftsprache. In Italien dagegen sind es, wie in Deutschland, schöpferische Persönlichkeiten, die der Entwicklung der Schriftsprache den Weg weisen: in Italien Dante, Petrarca und Boccaccio, in Deutschland Martin Luther. In Italien und Deutschland wächst somit die Schriftsprache aus dem Volke selbst heraus ohne Beeinflussung durch irgendeine autoritäre Macht.

Die Entstehung der romanischen Volkssprachen und die damit verbundene Dichtung sind es in erster Linie, die den Boden zum Persönlichkeitsbewußtsein vorbereitet haben. Und diese Entwicklung hat schon in römischer Zeit eingesetzt; denn bereits das Vulgärlatein hat in den einzelnen Ländern des Imperium Romanum seine besondere Eigenart. Als die geschriebene Literatur der Volkssprachen einsetzte, ist diese Entwicklung bereits so weit gediehen, daß wir die einzelnen selbständigen Sprachen der Romania deutlich zu unterscheiden vermögen. Aber im Mittelalter laufen seit dem 9. Jahrhundert zwei Literaturen nebeneinander her: die lateinische und die volkssprachliche, letztere als Literatur der Dialekte. Die lateinische Literatur des Mittelalters war gewiß eine Weltliteratur, die von der Verbindung von Antike und Christentum ausging, die aber nur einem beschränkten Kreis zugänglich war, denn sie konnte nur von den gebildeten Kreisen gelesen und verstanden werden. Das war ihre Stärke und ihre Schwäche. Sie war zwar international, aber sie war im Grunde eine aristokratische Literatur, die nur mittelbar auf weitere Kreise des Volkes wirken konnte: durch die Liturgie der Kirche, die Skulpturen und Bildteppiche der Kathedralen, die Theateraufführungen, wo das visuelle Element den Bildungsmangel ausgleichen konnte. Aber in den Geburtswehen der romanischen Literaturen hat das Latein wichtige Dienste geleistet und durch Inhalt und Form die sich neu bildenden Volksliteraturen das Gehen gelehrt. Es liegt eine gewisse Ironie in der literarischen Entwicklung, daß gerade Kleriker die Volkssprachen zuerst literarisch verwerteten, um damit auch dem Laien Stoffe der lateinischen Literatur zugänglich zu machen. Sie konnten nicht ahnen, daß sie

damit neben einer immer stärker werdenden Konkurrenz für die lateinische Literatur des Mittelalters auch die wirksamste Macht vorbereiten halfen, die die mittelalterliche Gemeinschaft unterhöhlen und schließlich zu Fall bringen sollte. Denn mit der Volkssprache war eine ganz andere Wirkung auf die Laienwelt möglich als mit dem nur den Gebildeten zugänglichen Latein. Das frühe volkssprachliche Schrifttum, das sich eng an die lateinische Literatur anschließt — ob es sich um Heiligenlegenden, didaktische oder moralisierende Werke oder das Theater handelt —, zeigt bei den verschiedenen romanischen Literaturen keine Differenzierung in der Gedankenwelt, sondern ordnet sich ein in den allgemeinen Rahmen der Geisteswelt des Mittelalters. Es handelt sich hier aber meist nur um Nachahmungen ohne selbständigen dichterischen Wert. Deshalb gibt es keine wirklich großen Dichter, kein Werk, das seine Zeit überdauert hätte. Sie gleichen sich vielfach alle wie ein Ei dem andern, weil sie im Grunde nur Propagandaliteratur sind und keine allzu hohen Ansprüche an die geistige Aufnahmefähigkeit der Leser stellen. Man wundert sich, daß von der prachtvollen lateinischen Poesie der Hymnen nichts in die Volkssprachen übersetzt wurde. Und es ist doch höchst merkwürdig, daß uns eigentlich nur Frankreich die Möglichkeit gibt, die Beziehungen zur lateinischen Literatur des Mittelalters näher zu verfolgen, während in Italien und Spanien die Quellen sehr spärlich fließen. Warum ist von der reichen lateinischen Literatur des Mittelalters weder in Italien noch in Spanien etwas in die volkssprachliche Literatur eingedrungen? Fragmente eines Dreikönigspieles, die Bearbeitung von Marienmirakeln und von Heiligenlegenden sowie ein paar didaktische Gedichte sind alles, was in Spanien überliefert ist und aus der lateinischen Literatur stammt. Ja, man staunt noch mehr, wenn man das mittelalterliche Schrifttum Spaniens überblickt und feststellen muß, daß außer den genannten recht mittelmäßigen Werken überhaupt keine religiöse Literatur zu finden ist. Es sind ganz andere Gedanken und Ideale, die in der Literatur zum Ausdruck kommen. Man sieht daraus, wie durch die sprachliche Entwicklung, durch die Entstehung der Volkssprachen der Stein ins Rollen gekommen ist, der die Säkularisierung der Literatur einleitet, die keine Macht der Welt mehr aufzuhalten imstande ist. Damals schon hat die Auflösung des mittelalterlichen Gemeinschaftsgefühles begonnen, nicht erst in der Renaissance. Immer mehr Kreise beteiligen sich an dem literarischen Schaffen, immer mehr läuft das Persönlichkeitsempfinden des einzelnen Sturm gegen eine einseitige Bevorzugung bestimmter Klassen und Stände, immer mehr macht sich das Empfinden des Volkes Luft gegen eine Abschnürung und drängt zur Sonne, und die einzelnen romanischen Literaturen betrachten sich keineswegs mehr untereinander als eine Einheit, jede ist selbständig geworden und geht stolz ihren eigenen Weg. Frankreich ist zunächst tonangebend, im Epos und in der von der provenzalischen Dichtung genährten höfischen Poesie. Hier kann man trotz

weitreichender Wirkung nicht von einer Gemeinschaftsdichtung reden, denn vieles ist nur Mode, so der Frauenkult, dem auf der anderen Seite die frauenfeindliche Dichtung Widerpart leistet. Spanien folgt mit einem Epos eigener Art, und in Italien erhebt Dante, ein von der eigenen Persönlichkeit machtvoll durchbluteter Dichter, der alle anderen des Mittelalters weit hinter sich läßt. Wie stark die Unterschiede in den einzelnen romanischen Literaturen schon im 12. Jahrhundert sind, zeigt nichts deutlicher, als ein Vergleich des ältesten spanischen Gedichtes, des Poema del Cid, mit der französischen Chanson de Roland. Frankreich, das sich als Vorkämpfer der abendländischen Einheit fühlt, gibt in seiner ersten größeren dichterischen Schöpfung dem christlichen Gemeinschaftsgefühl des Mittelalters in seiner Weise Ausdruck. Frankreich zeigt sich als Führerin im Kampfe gegen den aggressiven Osten, der sein Gemeinschaftsgefühl dem christlichen entgegenstellen will, aber dabei unterliegt. Roland und seine Gefährten sind die Vorkämpfer der Civitas dei gegenüber dem anstürmenden Heidentum. Sie selbst gehen unter, aber sie werden gerächt, und so triumphiert am Ende doch die christliche Idee über die heidnische, die abendländische Gemeinschaft bleibt schließlich doch siegreich. Ganz anders ist die Einstellung des spanischen Gedichtes. Was ist darin von der mittelalterlichen Weltanschauung und vom christlichen Gemeinschaftsgefühl spürbar? Alles ist national gedacht. Den Dichter interessiert das spanische Leben seiner Zeit und die überragende Figur seines Helden, des Cid. Die Kämpfe mit den Mauren sind nicht etwa ein Kampf der Weltanschauungen wie im Rolandslied, sondern sie werden nur gesehen als Kampf um den heimischen Boden. Die Befreiung des Vaterlandes ist die treibende Kraft im Maurenkampf, nicht die Bekämpfung der Nichtchristen. Alles konzentriert sich um den Helden, um den Spanier, nicht um den Christen. Das Rolandslied spielt sich nicht in Frankreich ab, die Heiden müssen überall, auch außerhalb der Grenzen des eigenen Landes bekämpft werden. Das Cidgedicht dagegen durchzieht ein vornehmer Ton, der auch dem Feinde gerecht wird. So geht Spanien in der Literatur seinen eigenen Weg, sein Schrifttum ist am wenigsten europäisch.

Dante dagegen steht mitten in der europäischen Gemeinschaft, nicht nur, weil das ganze Mittelalter in ihm seine Synthese findet, sondern auch deshalb, weil seine eigenen politischen Ideen weit über die Enge nationaler Grenzen hinausreichen, weil er bei aller Liebe zur engeren Heimat, die es ihm schlecht lohnt, doch ein größeres Reich ersehnt, wo Friede und Gerechtigkeit wohnen, kein Reich sich bekämpfender Parteien, sondern ein Reich, in dem Papst und Kaiser, jeder in seinem Bezirk, das Wohl und das Glück der Menschheit verbürgen. Daß dieser Traum nicht Wirklichkeit werden konnte, charakterisiert mehr als genug die Zeitverhältnisse. Dante selbst steht auf dem Boden des Imperium Romanum, deshalb schreibt er auch seine politischen Gedanken lateinisch nieder; und wie mächtig die antike Kultur in ihm wogt, zeigt ja

doch, daß er Vergil zum Führer durch sein metaphysisches Reich wählt. Auch der erste Jünger und Wegbereiter des Humanismus und der Renaissance, Petrarca, hält seine lateinischen Werke für viel wichtiger als seine italienischen, nur durch sie glaubt er in die Weite wirken zu können und sich Ruhm bei der Nachwelt zu sichern. Der sermo latinus, die Sprache der geistigen Gemeinschaft, scheint ihm wichtiger zu sein als das volgare. Die allmächtige römische Tradition und des Dichters Verbundenheit mit der Antike führen ihn zur Verkennung der Würde und Größe der eigenen Muttersprache. Petrarca's Denken ist übernational bestimmt. Er lebt noch in der Idee der mittelalterlichen Gemeinschaft, aber das neue Reich des Humanisten und Gelehrten ist für ihn das Sehnsuchtsland, denn nationale Enge und Begrenzung sind ihm fremd. Es liegt übrigens eine gewisse Ironie in der Geschichte, daß der mit der Renaissance wesenhaft verbundene Humanismus es nicht zuwege bringt, die Renaissance von den nationalen Banden frei zu halten. Der Humanismus schafft zwar eine überstaatliche, dem ganzen Abendland gemeinsame Hinwendung zu Sprache und Kultur der Antike, und in einer Persönlichkeit wie Erasmus von Rotterdam kristallisiert sich dieses übernationale, von einengenden Bindungen völlig freie Gemeinschaftsgefühl des Humanismus. Aber einmal war dieses Gemeinschaftsgefühl ebenso wie das der Renaissance nur auf bestimmte Kreise beschränkt, es war ein aristokratisches Gemeinschaftsgefühl und konnte deshalb nicht in die Breite wirken. Auf der anderen Seite waren Frankreich und Spanien bereits so stark nationalisiert, daß internationale Bewegungen nicht mehr gegen die bereits in sich gefestigten Nationalstaaten aufkommen konnten. Das Gemeinschaftsgefühl des Mittelalters hatte sich in Frankreich immer mehr auf die eigene Nation verlagert und es war so stark geworden, daß es am Ende des Mittelalters auch die schlimmsten Zeiten der Erniedrigung überwinden konnte. Aus den Tiefen des 100jährigen Krieges, der Anarchie und Verelendung, Pessimismus und Verzweiflung im Gefolge hatte, die sich in der Literatur nur zu deutlich Luft machen, erhebt sich noch im 15. Jahrhundert ein neues Frankreich, das über die Not Herr wird und durch die kraftvolle Persönlichkeit Ludwigs XI. den Weg zu neuer Ordnung und Geschlossenheit findet. Aber diese nach den Tagen der Trübsal und Not entstandene Machtentfaltung im Inneren führte wie jede Überspannung des nationalen Gedankens zur Enge der Gesinnung, zur Überheblichkeit und zur Bedrohung der Nachbarn mit militärischen, diplomatischen und nicht zuletzt auch mit kulturellen Mitteln. Das Gleiche geschieht in Spanien, wo Isabella und Ferdinand durch die Vertreibung der letzten Mauren und Juden den Einheitsstaat durchführen. So sollte es trotz der übernationalen Ausrichtung des Humanismus auch das Schicksal der Renaissance sein, in der Abkehr von dem europäischen Zusammengehörigkeitsbewußtsein eine Differenzierung innerhalb der einzelnen Nationen herbeizuführen. Daher bekam die Renaissance in

jedem Land ein anderes Gepräge, und wir müssen schon von einer italienischen, französischen und spanischen Renaissance sprechen, deren jede ihr besonderes Gesicht hat, ihre besondere Entfaltung und vor allem ihre besondere Zeitdauer. In Italien vor allem ist die Renaissance eine nationale Bewegung, und hier tobt sich der Individualismus im Leben des einzelnen wie der Gemeinschaft besonders aus, solange, bis die Gegenbewegungen einen Abbau des übertriebenen Persönlichkeitskultes herbeiführen. Nach der Hochkultur vom 14. bis 16. Jahrhundert versandet die Renaissance in Italien, und kein Zeitalter weder politischer noch literarischer Spannungen und Höchstleistungen wird ausgelöst. Frankreich und Spanien nehmen den Humanismus völlig ins nationale Leben mit auf; er trägt dort gewiß zur Hebung der Bildung bei, verliert aber bald sein ästhetisches Gesicht, das er vorzüglich in Italien hatte, um ins nationalistische Fahrwasser einzumünden. Aber auf dem Nährboden des Humanismus in Verbindung mit den positiven Seiten der Renaissance sowie ihrer Gegenströmungen entsteht in Frankreich wie in Spanien der Höhepunkt der Literatur. Politisch erhebt sich auf den Trümmern der zerstörten staatlichen und religiösen Selbständigkeitsbestrebungen, wie sie das 16. Jahrhundert eingeleitet hatte, in völliger Verkennung des römischen Ordo und als lachender Dritter gegenüber Adel und Bürgertum das absolute Königtum, die moderne Form der Diktatur: „L'Etat c'est moi“, Herrscher und Staat eine Einheit, das gelenkte Gemeinschaftsgefühl. An Stelle der freiwilligen Unterordnung unter das Gemeinwohl tritt der Zwang, der Befehl, die Reglementierung, die enge Auslegung des Begriffes der Gemeinschaft. Es gibt kein gemeinsames abendländisches Denken mehr! Was außerhalb der eigenen Grenzen vor sich geht, wird nicht beachtet, gilt als Fremdkörper, muß bekämpft und unschädlich gemacht werden. Was aber aus dem Ausland einströmt, wird vernationalisiert und ins heimische Gewand gekleidet. Der französischen Literatur des 17. Jahrhunderts fehlt bei aller Größe doch vielfach die Lebenswärme, die freie Luft des Atmens. Sie ist viel zu sehr eingeengt in die teilweise absurden Vorschriften und Regeln der Poesie. Die Gestalten des Altertums, die man auf die Bühne bringt, sind ihres antiken Kostüms entkleidet, sie werden zu Franzosen des 17. Jahrhunderts. Wie in einem Spiegel sieht sich das französische Wesen in den Dramen Corneilles, denn sie verkörpern den starren, unbeugsamen Willen. Racines Gestalten bilden den Gegenpol. Seine Helden gehen unter, weil sie sich nicht in die allgemein gültige, einseitige Staatsraison einordnen, sondern ihren persönlichen Leidenschaften folgen. Nur zwei Dichter haben es verstanden, sich über die Enge ihrer Zeit zu erheben, den Menschen als solchen in den Mittelpunkt zu stellen und als dichterische Regel nur ihren persönlichen Geschmack anzuerkennen, der sie nie in die Irre leitet: Molière und La Fontaine. Ihnen gelingt es, die Verbindung herzustellen zwischen hoher klassischer Kunst und einer Problem- und Menschendarstellung, wie sie für

alle Zeiten und Völker Geltung haben müßte. Ihre Kunst kann als verbindendes Glied zur abendländischen Völkergemeinschaft erkannt werden, denn sie sehen die Schattenseiten ihrer Zeit und ihrer Nation, und sie selbst erheben sich dadurch über die Norm des Durchschnittsdenkens und Fühlens. Sie eilten ihrer Zeit voraus und hinterließen eine Kunst, die ewig jung bleiben wird, weil sie über die europäische Gemeinschaft hinausgriffen und zu allen Zeiten und zu allen Menschen sprachen.

Auch in Spanien lagen die politischen Verhältnisse ähnlich wie in Frankreich. Die schon im 15. Jahrhundert angebahnte Entwicklung führte zum Absolutismus des Herrschers, zu straffer Ordnung und Disziplin, zu strenger Abgeschlossenheit und unduldsamer Beschränkung. Religion und Nation waren hier so sehr eine Einheit geworden, daß jede Störung des religiösen Lebens der Nation auch zu einer Störung des politischen Lebens führen mußte. Spanien hatte im Mittelalter eine europäische Mission zu erfüllen, es dachte aber dabei nicht an Europa, sondern nur an sich selbst. Als Spanien über Nacht ein unermesslich reicher Besitz zufiel und sich seine Macht in ungeahntem Maße erweiterte, hätte es wiederum eine große europäische Mission zu erfüllen gehabt. Aber der Machtzuwachs trug erst recht dazu bei, eine Überspannung und Vergötterung der einseitigen nationalen Gemeinschaftsidee herbeizuführen. Es ist ein merkwürdiges Spiel der Geschichte, daß in ein und dasselbe Jahr, 1492, die bedeutsamsten Ereignisse der spanischen Geschichte fallen: die Einnahme von Granada, als dem letzten Bollwerk der Mauren, die Entdeckung Amerikas und die Vertreibung der Juden. Kein literarisches Werk erinnert daran, nur einige tief ergreifende Romanzen besingen die Trauer des letzten Maurenkönigs beim Abschied von der Alhambra. Sympathie für die Mauren also und kein Widerhall der politischen Tätigkeit Ferdinands und Isabellas in der Literatur? Diese politische Aktion der Mauren- und Judenvertreibung war doch im Grunde gar nichts anderes als die Schaffung eines totalitären Staates, in dem der Grundsatz des „*cuius regio eius religio*“ längst galt, bevor er sprachlich formuliert wurde. Man verkennt die historischen Tatsachen völlig, wenn man diesen Grundsatz nur mit deutschen Verhältnissen in Verbindung bringt. Die deutschen Fürsten taten nur das, was ihnen Spanien und Frankreich längst vorgemacht hatten. Dort ist der totale Staat entstanden, nicht erst im 16. Jahrhundert und nicht durch die Folgen der Glaubensbewegung. Spanien hat schon im 15. Jahrhundert geglaubt, sich auf sich selber stellen zu können, hat jeden Andersdenkenden verachtet, verstoßen und von der Mitarbeit ausgeschlossen, hat damit aber seinen eigenen Verfall vorbereitet und ist dadurch erst recht zum Spielball fremder Völker und Launen geworden. Vor dem Beginn des spanischen Niedergangs aber äußerte sich der spanische Geist in unvergleichlichen dichterischen Schöpfungen, vor allem dramatischer und lyrischer Art, in einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, wie sie selten einem Volke ge-

währt wird; und auch die Geister fehlen nicht, die sich über die Enge des Alltags erhoben, ins Allgemeinmenschliche vorstießen und dadurch zu allen Zeiten und zu allen Völkern gesprochen haben. Cervantes, der gewiß in erster Linie Spanier war und mit allen Fasern seiner Seele an seiner Heimat hing, hat mit seinem Don Quijote einen Roman geschaffen, der jeder Zeit Neues zu sagen hat. Er stellte den Menschen im Kampf um ein unerreichbares Ideal in den Mittelpunkt, und in liebenswürdigem, gutmütigem Humor schildert er die Enttäuschungen des Lebens und die Verblendung der Menschen. Durch die Gegenüberstellung von Idealismus und Realismus zeigt er die zwei Seiten, die alle menschlichen Dinge besitzen. Cervantes selbst ergreift nicht Partei, sondern läßt uns das Urteil offen, ein Urteil, das allen Zeiten und allen Völkern aufgetragen ist und, wie sich gezeigt hat, zugleich den Maßstab abgeben kann für den größeren oder geringeren Wert einer Epoche und ihrer Menschen.

Mit dem Zeitalter Ludwigs XIV. war sowohl in Frankreich wie in Spanien der Höhepunkt der nationalistischen, europafeindlichen Welle erreicht. Langsam bereitet sich die große Wende vor. Als Strömung gegen den einseitig betonten intoleranten nationalistischen Standpunkt beginnt der Blick sich jetzt zu weiten. Man sieht über die engen Grenzen hinaus, ja es wird zur literarischen Mode, fremde Länder, nicht nur Europa, sondern auch andere Erdteile als Schauplatz der literarischen Erzeugnisse zu wählen. Wesentlich wird aber dabei die beginnende Auseinandersetzung zwischen den romanischen und germanischen Völkern, und damit beginnt das Zwiegespräch der beiden großen abendländischen Völkergruppen von neuem. Englische Ideen sind es zuerst, die sich an die Romania herandrängen, und das ganze 18. Jahrhundert wird von diesem Dialog beherrscht. Die neuen politischen Ideen der Demokratie, die in England und dann in Nordamerika festen Fuß gefaßt hat, erweisen sich als mächtig genug, um in Frankreich jene Revolution mit heraufzuführen, die zwar ihren nationalen Charakter nicht verleugnen kann, die aber in ihrer Fernwirkung ein völlig neues Denken hervorrufen, einen Ausgleich innerhalb der Stände und Stämme und damit auch der Nationen anregen soll. Im 18. Jahrhundert hatte sich nicht wie im Mittelalter eine Synthese angebahnt zwischen den zwei Strömungen, die in Europa um die Herrschaft rangen: der germanischen und der romanischen. Beide wollten sich schon in einer höheren Einheit finden, der Humanitäts- und Toleranzidee, dem Internationalismus, aber das war zunächst auch nur eine neue Mode, die noch nicht in die Tiefe und Breite wirkte und sich nur auf bestimmte Kreise beschränkte. Die Literatur der Aufklärung in Frankreich ist im Grunde eine Reaktion gegen das autoritäre Zeitalter, und zwar steht sie unter dem gleichen Vorzeichen, unter dem man die Diktatur des Fürsten begründet hatte. Alles war beherrscht von der *ratio*, der *raison*, mit der man das Zauberwort gefunden zu haben glaubte, das das gesamte Denken und das Verhältnis der Menschen zu- und miteinander regeln

sollte. Auch die Theologie gerät ganz in das Fahrwasser der *raison*: Bossuet ist dafür der eindeutige Beweis. Das 18. Jahrhundert nun wird mit der gleichen *raison* das ganze Gebäude des ancien régime unterhöhlen und zu Fall bringen. Und das sollte uns zu einem ernststen Nachdenken veranlassen, daß die intensive und rücksichtslose Restaurierungspolitik auf allen Gebieten in der Zeit des Barock als Endergebnis die Aufklärung hat, deren Literatur in ganz anderer und noch rigorosere Weise das christliche Gemeinschaftsgefühl des Abendlandes zu zerstören unternimmt, als das das Schrifttum des 16. Jahrhunderts vermocht hatte. Trotz der paganisierenden Tendenzen der Renaissance, die aber ausschließlich von den romanischen Völkern ausgehen, war das 16. Jahrhundert doch ein Zeitalter tiefer Religiosität geblieben, sonst wäre ja das ideale Streben nach Erneuerung in religiösem Leben, das sowohl auf evangelischer wie katholischer Seite in Erscheinung tritt, gar nicht möglich gewesen. In den Bereichen der Literatur zeigt sich das deutlich in dem Erwachen einer wahrhaft persönlichen und tiefgehenden religiösen Dichtung eines Johannes vom Kreuz und Luis de León in Spanien, in Frankreich vor allem in den Kreisen der Hugenotten bei Théodore de Bèze oder Agrippa d'Aubigné. Nichts davon ist im 18. Jahrhundert zu spüren. Die ganze Gewaltanstrengung des Totalitarismus des 17. Jahrhunderts ist völlig verpufft, man besinnt sich auf die eigene Persönlichkeit, auf das Menschsein und prägt das Schlagwort der Humanität. Aber das ist keineswegs ein eindeutiger Begriff. Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein Werk des Abbé de Saint-Pierre erscheint, das einen allgemeinen Weltbund vorschlägt, der den Krieg ausschalten soll, wurde der Verfasser von allen ausgelacht. Auch Voltaire nennt ihn einen Narren. Die französischen Aufklärer waren eben in erster Linie Franzosen, und ihre Worte und Taten im Sinne einer wahren Humanität waren bestimmt von dem Gedanken, daß Frankreich England nicht nachstehen dürfe. Frankreich würde in der Welt sein Ansehen einbüßen, wenn es in der Intoleranz befangen bliebe, so war ihr Gedankengang. Daraus erklärt sich auch Voltaires Eintreten für den armen, unschuldig verurteilten Hugenotten Calas, nämlich aus seinem Nationalgefühl allein. Voltaire konnte nicht dulden, daß das Ansehen des französischen Staates in der Welt sinken würde, wenn das ungerechte Urteil nicht aufgehoben würde. Und noch deutlicher wird das Bild der angeblich so großen Menschenfreunde Voltaire und Diderot, wenn man sieht, wie sie sich vom Antisemitismus leiten ließen. Sie bekämpften beide das Judentum schonungslos, nicht nur deshalb, weil es der Vertreter einer positiven Religion und der Boden für das Christentum geworden ist, sondern auch im bürgerlichen Leben hassen sie die einzelnen Juden. Für diese gilt also die Toleranz nicht. Wir können in gar keinem Sinne davon sprechen, daß der französische Humanitätsgedanke zur Bildung einer europäischen Gemeinschaft beigetragen hätte, denn er war auch nur ein verklausulierter nationalistischer Gedanke in einer ge-

tarnten Form. In das Reich der Idee hat erst unser Gotthold Ephraim Lessing den Toleranzgedanken erhoben, er, der wohl seinen Zeitgenossen Voltaire besser gekannt hat als wir alle und besonders die, die ihm heute noch nachlaufen. Lessing, der doch wahrlich das Gegenteil eines Antisemiten war, dichtete anlässlich der Schiebung, die Voltaire und sein Bankier mit sächsischen Staatspapieren machen wollten, folgenden Vers:

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,
warum die List — dem Juden nicht gelungen ist,
so fällt die Antwort ungefähr:
Herr Voltaire war ein größerer Schuft als er.

Voltaire und Diderot fehlt die Weite des Gesichtsfeldes, sie sind ganz eingesponnen in den Gedanken, die positiven Religionen zu bekämpfen, und beide verlieren dadurch den Sinn für die Wirklichkeit. Mit Spott und Hohn, mit Verneinung allein läßt sich nichts Dauerhaftes für die Zukunft bauen.

Nur in die Seele eines Schweizers hat sich im 18. Jahrhundert die übernationale europäische Denkart geflüchtet. J.-J. Rousseau ist der erste, der sich als wahrer Weltbürger fühlt. Und weil er aus der Schweiz stammt und weiß, daß dort Romanen und Germanen friedlich und glücklich nebeneinander wohnen und die europäische Einheit gewissermaßen in nuce in vorbildlicher Weise verkörpern, besteht das Ideal der menschlichen Gemeinschaft für ihn in kleinen Staatsgebilden, so wie Griechenland sie in seinen glücklichen Zeiten besessen hatte. Als Vater der Romantik beeinflusste Rousseau zunächst mehr England und Deutschland als Frankreich und dadurch hat er auch zu einer Wechselwirkung der romanischen und germanischen Literaturen beigetragen. Diese gegenseitige Anregung hält das ganze 19. Jahrhundert an, ja der Kreis des Gemeinschaftsbewußtseins wird immer weiter gezogen, wird auch auf andere Kulturen und Literaturen ausgedehnt. Das 19. und 20. Jahrhundert zeigen deutlich, daß die europäischen Kulturnationen in ihrem geistigen Wachstum so sehr in den Strom des allgemein menschlichen Erlebens gelangt sind, daß sie sich wohl kreuzen, sich beeinflussen und befruchten, nicht aber gegenseitig verdrängen können.

Der Kampf zwischen fremdem und einheimischem Geistesgut war gerade in Frankreich sehr schwer, und viele Mißverständnisse und nationalistische Vorurteile mußten erst beseitigt werden, bevor Shakespeare und Goethe auch dort zu dauerndem Besitz werden konnten. Als Bahnbrecher und Vermittler europäischen Geistes wirkte zuerst Mme de Staël. Mit ihr beginnt das erste Aufleuchten eines europäischen Gemeinschaftsgedankens. Ihre unmittelbare Wirkung war aber lange nicht so groß, als man bisher geglaubt hat. Die Romantik begann mit dem Persönlichkeitskult, sie wechselte aber bald zum Gemeinschaftsgedanken des aufkommenden Sozialismus, der aber auch nur vom nationalfranzösischen Standpunkt gesehen wird. Der wortgewaltige Victor

Hugo verkündet die Lehren eines völkerverbindenden Sozialismus und Pazifismus, er kann sich aber die Entstehung eines Reiches des Friedens und der Gemeinschaft nur unter französischer Führung denken. Viel ernster wirken völkervereinend Jules Michelet, der in erster Linie deutsches, Hippolyte Taine und Ernest Renan, die deutsches, englisches und italienisches Kulturgut Frankreich näherbrachten. Hatte schon zur Zeit der Romantik die slawische Welt, Rußland und Polen, wenigstens sporadisch das Interesse von Schriftstellern wie Prosper Mérimée und George Sand erregt, so kann man am Ende des 19. Jahrhunderts, zur Zeit des Symbolismus direkt von einer Entdeckung der Seele des russischen Bauern reden. Tolstoj und Dostojewski treten in den Gesichtskreis der romanischen Völker, und gerade für die ehrwürdigste Gestalt, den unermüdlichen Prediger der europäischen geistigen Einheit, Romain Rolland, wird die Bekanntschaft mit Tolstoj von weittragender Bedeutung. Romain Rolland ist eigentlich der französische Dichter, der den europäischen Gemeinschaftsgedanken am reinsten von all seinen Landsleuten verkörpert, der in einer Verschmelzung des germanischen Wesens mit dem romanischen das europäische Ideal sieht. Aber bedenklich und bedauerlich ist, daß Romain Rollands Wirkung in Frankreich selbst nicht so weitgreifend ist, weil er in dem stark im Nationalen wurzelnden Frankreich noch nicht die Resonanz finden kann, die seine idealistische, jeder Gewalt abgekehrte Natur verdienen würde. Der Weg, der aus der nationalen Einseitigkeit und Enge herausführt, wird in Frankreich nur sehr schwer gefunden, denn trotz vieler Einzelkämpfer für das gemeineuropäische Ideal kann sich doch eine breite Masse des französischen Volkes nicht frei machen von dem nationalstaatlichen Dogmatismus und der Empfindlichkeit gegenüber aller Kritik von außen. Der Siegeszug, den die französischen Ideen im Laufe der Geschichte und zuletzt die des Symbolismus angetreten haben, macht die französische Nation wenig aufgeschlossen für eine echte und auf Gleichberechtigung beruhende Europäisierung des kulturellen und geistigen Lebens. Für die an eine überragende Fülle von hervorragenden Geisteshelden gewöhnte und dadurch verwöhnte Nation gestaltet sich die Einordnung ins gemeineuropäische Ideal besonders schwierig.

Leichter hatten es die fortschrittlichen Kreise in Spanien, sich an das europäische Geistesleben anzuschließen und von außen neue Kraft und Anregung zu beziehen. Die im 18. Jahrhundert eingetretene Erstarrung des selbständigen geistigen Lebens in Spanien und Portugal wurde erst durch die Auswirkung der neuen Ideale der französischen Revolution politisch und ästhetisch gelöst. Eine Welle neuen Lebens flutete über die Pyrenäen. Zum ersten Male kommt außer mit den französischen Ideen eine befruchtende Berührung mit den Literaturen und Kulturen Englands und Deutschlands zustande. Und die politische Reaktion, die die fähigsten Köpfe in die Verbannung sandte, förderte gerade dadurch das Werk der Erneuerung. Die im Ausland weilenden Spanier konnten ihren

Gesichtskreis erweitern und bei ihrer Rückkehr die einmal angeknüpften Verbindungen kulturell und literarisch fruchtbar werden lassen. Dennoch ließ das ganze 19. Jahrhundert trotz der positiven Leistungen der spanischen Romantik kein Hochgefühl europäischer Zusammengehörigkeit aufkommen. Die dauernden politischen Schwierigkeiten, vor allem die Bürgerkriege, haben zwar das Einströmen ausländischer Gedanken, Ideen und Literaturwerke nicht verhindern können, aber der erste kräftige Schritt zum Anschluß an Europa geschah erst durch die Bewegung der sogenannten Generation von 98, die bewußt die Europäisierung Spaniens auf ihr Banner schrieb. Ohne Weltgeltung, auf der tiefsten Stufe seiner Geschichte stehend, hat Spanien durch die Niederlage des Jahres 1898 eine so starke Aufrüttelung seiner selbst erfahren, daß neues Leben aus den Ruinen erblühte, neue Energien gesammelt und aufgespeichert werden konnten. Die Verfasser der beiden Manifeste, die am Beginn der Bewegung stehen, Angel Ganivet wie auch Miguel de Unamuno, verlangen Aufgeschlossenheit gegenüber Europa. Spanien könne nur durch Angleichung an die fortgeschrittene Kultur Europas erneuert werden. Vergangenheit und Gegenwart müßten sich die Hand reichen, nationale und internationale Gesinnung müßten sich miteinander versöhnen. Und tatsächlich ersteht aus dieser Aufgeschlossenheit gegenüber Europa eine neue Literatur. Lyrik, Roman und Drama werden davon berührt. Das Theater des Nobelpreisträgers Jacinto Benavente und der Roman Pío Barojas sind ohne die französische, die deutsche, und teilweise auch die russische Literatur nicht zu denken. Den neuen Typus des Europäers aber verkörpert der berühmte Philosoph und Kritiker Ortega y Gasset, der die Gedankenwelt Simmels, Spenglers, Keyserlings und Schelers nach Spanien bringt. In seinen berühmt gewordenen Werken „Der Aufstand der Massen“ und „Gedanken über den Quijote“ zeigt er deutlich, daß er frei von jeglicher nationalen Enge alle Einseitigkeit ablehnt und sich mit Ironie gegen das selbstherrliche Gebaren der in Scheuklappen durch die Welt ziehenden Don-Quijote-Figuren wendet, worunter er vor allem die Chauvinisten versteht. Hoch über dem kleinlichen Streit der Menge stehend, ist er eine Idealgestalt des spanischen Volkes, dessen Weiterentwicklung zu einer im europäischen Geistesleben verwurzelten Nation nur zeitweilig einmal unterbrochen, in ihrem Laufe aber nicht mehr aufgehalten werden kann.

In Italien bildete die Europäisierung der Literatur zugleich die Vorbereitung auf die nationale Einigung. Italien, das geographisch viel enger an Europa gebunden ist als Spanien, hat sich der französischen geistigen Vorherrschaft seit dem 17. Jahrhundert nicht mehr entwinden können. Seine gesamte literarische Entwicklung schließt sich an Frankreich an. Von Paris aus wandern die literarischen Moden nach dem Süden, der sie trotz seines stark ausgeprägten Selbstbewußtseins übernimmt und der vielfach das als eigene Ware bezeichnet, was nur entlehntes geistiges Gut ist. Der geistig überragende, wirklich euro-

päisch denkende Italiener ist Benedetto Croce. Er ist der erste, der eine europäische Geschichte in Italien schrieb und in einer Unzahl von Schriften das Geistesleben Gesamteuropas in seinen verschiedenen Formen und Äußerungen für Italien fruchtbar gemacht hat.

Mit aller Energie versucht sich die Literatur nach dem ersten Weltkrieg der nationalen Bande zu entledigen und zu einem wirklich europäischen Gemeinschaftsgefühl vorzudringen; freilich noch mit schweren nationalistischen Hemmungen. Aber die Saat der jüngeren Generation geht auf. Paul Valéry hatte 1920 in den „Variétés“ auf die Gefahren, die Europa bedrohen, aufmerksam gemacht und die Frage aufgeworfen, ob es seinen Vorrang in der Welt auf allen Gebieten behaupten werde oder ob es zu dem werden solle, was es in Wirklichkeit sei: nämlich ein kleines Vorgebirge des asiatischen Kontinents. Man begann also, sich auf die gemeinsame europäische Kultur zu besinnen, und so wurden 1923 in Frankreich zwei Zeitschriften gegründet, „Europe“ und „Revue européenne“, die deutlich erkennen lassen, daß man das Trennende der einzelnen Nationen vermeiden und zu einer Verständigung und gegenseitigen Harmonie kommen will. Literarisch will man Klassik und Romantik miteinander versöhnen und in einer großen Synthese vereinigen. Damit gibt man zu, daß die durch Rousseau, Madame de Staël, überhaupt die durch die Romantik dem französischen Denken zugeflossenen germanischen Ideen auch in Frankreich ihre Heimat haben können. Und welche Weite des Gesichtskreises sehen wir erst bei den führenden Schriftstellern unserer Gegenwart! Sind sie doch mit Walt Whitman ebenso vertraut wie mit Rilke, mit Ruskin ebenso wie mit Dostojewski, über den André Gide bereits 1923 ein eindrucksvolles Buch geschrieben hat. Und von Valéry Larbaud sagt E. R. Curtius mit Recht, daß keiner wie er dem literarischen Kosmopolitismus so feine und sachkundige Betrachtungen gewidmet habe, deren Bedeutung erst die kommenden Generationen voll zu würdigen vermöchten.

So sind die romanischen Kulturen längst wieder in dem breiten Strom der europäischen Gemeinschaft verankert. Sie selbst bilden unter sich keine Einheit mehr, sondern übernehmen Gedanken und Ideen von überall her. Eine tragende Idee voll Kraft und schöpferischem Schwung kann ja niemals national gebunden, sondern nur übernational und kosmopolitisch sein. Für geistige Dinge gibt es glücklicherweise keine Grenzen, und der Geist kehrt sich nicht an Politik und Macht, sondern wirkt in seiner Weise in denen, die begnadet sind. Alle Enge des Geistes ist von Übel und hindert den Fortschritt. Der Geist bahnt sich seinen Weg selbst, er läßt sich nicht durch von Menschen gezogene Grenzen beschränken. Er hält sich auch nicht an politische Formen, sondern geht zeitlich meist der Politik voran. Überdies ist die europäisch-amerikanische Geisteswelt eine geschlossene Einheit, alle Völker haben in ihr mitzuwirken und ihren Beitrag zu leisten, und keine Nation kann sich über eine andere erhaben dünken.

„Germanität ist so wenig wie Romanität, Gräzität oder Britannität“, so schrieb schon Novalis, „auf einen besonderen Staat eingeschränkt; es sind allgemeine Menschencharaktere, die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden sind.“

Denn die Welt des Geistes ist das große übernationale Gemeingut aller Völker und zugleich das Band, das Erdenzeitalter und Himmelsräume umschließt.